

"Die Welt ist wie ein betrunkenener Bauer"

Kann das Christlich-Demokratische wieder ein Zukunftsprogramm werden? / Von Dr. Peter Gauweiler

Wer sich mit der Wiedergeburt des abendländischen Europa nach 1945 befaßt, der trifft auf Konrad Adenauer, Robert Schuman und Alcide De Gasperi. Letzterer, Abgeordneter des Trentino, zu Zeiten der Habsburger noch im österreichischen Reichsrat, verwirklichte als erster dieser großen Drei, noch im Jahrhundertgewitter des Zweiten Weltkriegs, die Gründung einer ökumenischen Laienbewegung politisch engagierter, volksverbundener Christen, die er "Democrazia Cristiana" nannte. Fast gleichzeitig mit ihm, 1944, gründete den Franzosen ein Lothringer Rechtsanwalt, Robert Schuman, den "Mouvement Republicain Populaire", welcher sich in erstaunlichen Parallelen ebenfalls durch den neuen Begriff des Christlich-Demokratischen definierte.

In dem aus vielen Wunden blutenden, am Boden liegenden Deutschland war es der abgesetzte Oberbürgermeister von Köln, weiland Präsident des Preußischen Staatsrates und Präsident des Deutschen Katholikentages von 1922, der in jenem hochmodernen Eigenschaftspaar den weltanschaulichen Schlüssel sah, mit dessen Hilfe er der Nation den Rettungsweg eröffnete. Adenauer: "Darum erkannten die meisten Anhänger des früheren Zentrums, aber auch zahlreiche Mitglieder der früheren Rechtsparteien und der Parteien der Mitte die Notwendigkeit, daß wir alle zusammenfinden mußten, um eine neue, auf ethischen Grundsätzen beruhende Partei zu schaffen."

Das Christlich-Demokratische, die Democrazia Cristiana, ein Zukunftsprogramm. Heute klingt eine solche Aussage eher als Euphemismus, für Italien sogar wie ein schlechter Scherz. Die Democrazia Cristiana war zwar die erfolgreichste Partei Italiens und verfügte noch vor wenigen Jahren über die Ämter des Staats- und des Ministerpräsidenten, zahllose Minister, viele hundert Abgeordnete und mehrere tausend Bürgermeister im ganzen Land. Aber die "ewige Regierungspartei Italiens" gibt es nicht mehr: die Democristiani sind in alle Winde zerstreut, aufgeteilt, aufgegangen in zwei gegensätzlichen, neugegründeten Formationen, deren eine bezeichnenderweise von den umbenannten Postkommunisten, die andere von den angeblich oder tatsächlich geläuterten Erben Mussolinis bestimmt oder mitbestimmt wird. Und für die deutsche CDU ist die Erwähnung ihrer größten europäischen Schwesterpartei von einst - die Nach-Kohl-Zeit im Auge, wie eine Wolkenwand bei noch gutem Wetter - eher Menetekel als Vision. Gewogen und zu leicht befunden, irgendwann selbst auch?

Vielleicht hat eine gewisse weltanschauliche Erschöpfung bei den christlichen Demokraten von heute, ihre Bereitschaft, nicht mehr das Schicksal der westlichen Menschheit zu sein, sondern es zu erleiden, etwas zu tun mit der Befürchtung, "out" zu sein, betroffen von irreparablen Mißgeschicken des Zeitgeistes. Das verleitet dazu, die eigene Herkunft zu verleugnen. Diese Verhaltensform typisiert allerdings nicht nur ein Problem in der christlich-demokratischen Politik, sondern - gerade in der Bundesrepublik - bestimmte Erscheinungsformen in den christlichen Kirchen selbst: Man denke an die demonstrative Schließung und Umwidmung von christlichen Kirchen und ihren Umbau in Museen, Büros und sogar Gaststätten "für den

gehobenen Geschmack", wie es derzeit der Kölner Christuskirche, der ältesten evangelischen Kirche der Stadt, angetan werden soll, aus Geldmangel. Man schließt Gotteshäuser und öffnet gleichzeitig die Kirche für die "Einsegnung" sexueller Sonderwünsche. Noch belastender sind die faktischen Defizite bei der Missionsarbeit; nicht in der Dritten Welt, sondern im eigenen Land. Als Beispiel seien hier einmal mehr die Unorte der Moderne genannt, die Bahnhofsgegenden, "Vergnügungsviertel" und Drogenquartiere. Nicht, daß man sich nicht für irgendeine Form der Betreuung zuständig fühlte, die Szene in eine Art Pflegefall zu verwandeln. Aber das ist noch kein Kampf gegen die Umweltverschmutzung im Kopf. Kein Prediger, der an Ort und Stelle den sich wechselseitig Erniedrigenden ein "Hört sofort auf, rettet eure Seelen!" zuriefe. Von gelegentlichen, zu Unrecht belächelten Auftritten der Heilsarmee einmal abgesehen.

Hinter einer peinlichen Szenerie von Scheinaktivitäten und sträflichem Unterlassen verbirgt sich Unsicherheit. Trotzdem sagte eine Vorausschau von André Malraux, dem Freund und Vertrauten General de Gaulles: "Das 21. Jahrhundert in Europa wird religiös sein, oder es findet nicht statt." Für eine solche Alternative spricht, daß einerseits, im Westen, die nationale Dekadenz der europäischen Staaten (das Wort stammt von Margaret Thatcher und wie Helmut Kohls Forderung nach "einer geistig-moralischen Wende" aus den achtziger Jahren) mit einer systematischen Entwertung der religiösen Bindung der Bevölkerung und ihrer gesellschaftlichen Schichten einherging, zum gleichen Zeitpunkt jedoch sich eine christlich-freiheitliche Renaissance in Mittel- und Osteuropa entwickelte, in Polen, der Tschechoslowakei, der Ukraine, was - man muß dies in der Rückschau so sagen - mit der Wahl des Kardinals von Krakau am 16. Oktober 1978 zum obersten Bischof der Christenheit den Sturz des Kommunismus in Osteuropa einleitet.

Für die unerhörte Wirksamkeit einer Verbindung unumstößlicher biblischer und politischer Wahrheiten spricht auch der Überlebenserfolg des Staates Israel. Er ist in den letzten dreißig Jahren die wohl entschlossenste und am wenigsten von der Säueris der späten sechziger Jahre angekränkelte Demokratie unseres Westens. Schließlich erklärte diese Nation ihre Existenz nicht aus irgendeiner zufälligen Landnahme, sondern hatte die Verbindung von freiheitlicher Gesittung und einem von Gott gegebenen Auftrag zur Grundlage. Ein Auftrag, dessen konsequente Erfüllung schließlich dazu führte, daß die Kinder Israels nach dem Sechs-Tage-Krieg erstmals wieder ihre Gebete an seit Jahrtausenden angestammter Stelle, der Klagemauer des Tempels Salomonis, sprechen konnten. "Schana haba be Jeruschalaim - nächstes Jahr in Jerusalem" - bei gleichzeitiger Freiheit für alle anderen Religionen, die es vorher nie gegeben hatte!

Grundsätzliche Überlegungen wollen nicht in unsere Tagespolitik passen, in ihrer Mischung aus Hektik und Langeweile. Wo jeder den Eindruck machen muß, nur für das Kleine geboren zu sein, wenn er nicht alle anderen gegen sich aufbringen will. Irgendwie befindet sich die abendländische Menschheit im Wartestand. "Weltanschaulich" meint man, im Untätigsein sich die Unschuld zu bewahren. Unterdessen wird die Substanz verbraucht. Daß in der Folge dessen - trotz des Niedergangs des Kommunismus - bei vielen die christlichen Demokraten, die Konservativen, die Bürgerlichen als die Verlierer der Geschichte dastehen, hat mit dieser Untätigkeit zu tun. Zum einen sieht sich die dahinterstehende Politik vor allem mit Fragen der Konjunktur, des Arbeitsmarktes und internationalen Hilfeleistungen überbeschäftigt. Nicht aber mit der Einordnung der Interessengegensätze der eigenen Gesellschaft in ein diesen Interessengegensätzen übergeordnetes sittliches Gesamtinteresse. Abgesehen davon, daß man keine Zeit hat: Eine derartige

Richtung fürchtet man von den regierenden Kreisen der Presse nicht gestattet zu bekommen.

Unsere Lage nach dem 9. November 1989 ist in den stürmischen Wochen der Wiedervereinigungsdebatte gern mit den Zeiten der Reichsgründung von 1871 verglichen worden. Andere sehen im Fall des Eisernen Vorhangs eine historische Epoche des Totalitarismus beendet, die mit der Revolution von 1789 und dem Terror der Wohlfahrtsausschüsse eingeläutet worden war. Das ist alles richtig und doch nicht vollständig. Vergleichen muß man - im Rückblick auf das zu Ende gehende Jahrtausend - unsere Umbruchzeit auch mit den neunziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts, der Situation der Alten Welt nach der Entdeckung Amerikas, als man mit etwas völlig Neuem konfrontiert war, ohne ihm im Geiste schon gewachsen zu sein, so wie wir mit dem Wiederauftauchen der mittel- und osteuropäischen Länder sowie der euroasiatischen Landmasse konfrontiert sind. Dieses neue Amerika beginnt nicht hinter dem Horizont eines Ozeans, sondern vor unserer Haustür. Mit allen Risiken und allen Chancen. Daß sich das mit dieser neuen Situation konfrontierte alte Teileuropa, den Grad seiner Herausforderung in den Anfängen erahnend, angesichts dieses Weltumbruchs erst einmal auf ein gewisses Abwarten verständigt hat, verbunden mit den Versuchen des internen Zusammenrückens, ist einerseits verständlich. Vielleicht klärt sich beim Warten der Blick auf die großen Linien, die unverrückbar schon gezogen sind.

Andererseits ist Unterlassen und Selbstbeschäftigung kein Ersatz für die Tat. "Denn", um Oswald Spengler zu zitieren, "das Notwendige soll man rechtzeitig tun, solange es nämlich ein Geschenk ist, mit dem die regierende Macht sich das Vertrauen sichert, und nicht als ein Opfer gebracht werden muß, das eine Schwäche offenbart und Verachtung weckt. Politische Formen sind lebendige Formen, die sich unerbittlich in einer bestimmten Richtung verändern." Noch prägnanter hat dies Michail Gorbatschow bei seinem letzten Besuch in der "Hauptstadt der DDR" auf die nun weltberühmte Formel gebracht: "Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben."

Es gibt ein christliches Gleichnis, das von den Folgen des Zuspätkommens handelt, aber auch vom richtigen Warten: Jesu Bild von den fünf klugen und fünf törichten Jungfrauen. In Europas Parlamentshauptstadt Straßburg kann man es sogar sehen, in Stein gemeißelt, an den Laibungen des Außenportals seines weltberühmten Münsters. Da stehen sie, Frau gegen Frau, an den senkrechten Schnittflächen meterdicker Mauern einer Basilika der katholischen und evangelischen Christenheit, die fünfmal ihre Konfession hin und her gewechselt hat, aber bis heute ihre einzige Bestimmung, "zur Ehre Gottes", bewahrt. Die Klugen gegenüber den Törichten, deren Lampen nicht leuchten, weil sie das Öl zur Unzeit haben verbrennen lassen.

In seinen berühmten Evangelienpredigten hat Martin Luther das Gleichnis seinen Zuhörern übersetzt. Das Öl, das die anderen haben niederbrennen lassen, steht danach für "den rechten Glauben an Christum". Die Klugen haben bewahrt, "womit sie sich verteidigen können - denn sie haben Gottes Werk bei sich und nicht einen gedichteten, gemachten menschlichen Wahn". In dieser Wahrheit aus den lichten Tagen der deutschen Reformation liegt mehr als ein guter Rat für die heutige "Grundlagenpolitik" unserer Christdemokraten: ein Überlebensprogramm. Sie dürfen ihre weltanschauliche Substanz nicht verlieren, wenn sie sich in Zukunft noch verteidigen wollen.

Die christlich-politische Bewegung hatte ihre Größe darin, daß sie unbefangen bekannte: Es gibt eine Macht über uns, die größer ist als die Welt, der Staat, das Parlament, die Demokratie und alles, was uns täglich so wichtig ist. Die sagte, daß ein "Vernunftprogramm" gegen die Kraft des Glaubens ein Handeln wider die menschliche Natur ist. Und daß eine atheistische oder auch nur beziehungslose

Politik, die von einer solchen Macht über die Zeit nichts weiß, auf Dauer scheitern muß.

Das hat nichts mit der Propaganda des Gutmenschen zu tun. Im Gegenteil, die alten Hausväter der christlichen Demokraten wollten von dem ideologischen Wahn des perfekten Menschen nichts wissen. Zu ihrer christlich-irdischen Sicht der Dinge gehörten auch Wissen und Erfahrung über die ewige Folge von Sünde, Reue, Buße, Vergebung und neuer Sünde bei ihren Zeitgenossen und bei sich selbst. Diese realistische Form der Selbstgenügsamkeit machte einen gut Teil ihrer Lebensbejahung und demokratischen Attraktivität aus. Es wurde nicht geprotzt, aber auch nicht geheuchelt.

Als Franz Josef Strauß die folgenschwere Untugend der Union, es allen recht machen zu wollen, kritisierte, erfand er das geflügelte Wort: "Wer everybody's darling sein will, wird bald everybody's Volldepp." Tatsächlich ist eine Strategie der allseitigen Anpassung für die Erkennbarkeit einer christlichen Politik besonders problematisch. Gehört es doch zum Charme des öffentlich auftretenden Christenmenschen, daß seine Rede "ja, ja oder nein, nein" lauten soll. Daß die Modernisten in der Union oft weltanschaulich so wenig belastet sein wollen, hängt damit zusammen, daß sie opportunistisch zu überladen sind. Ein früherer CDU-Generalsekretär wurde hoch gerühmt für die Erfindung einer eigenen "Lagertheorie", deren politischer Zweck in der rechnerischen Addition von Stimmungslagen liegen sollte. Der Witz war: je linker die Stimmung, die man noch mittrifft, desto besser. Weil die Konservativen sowieso schweigen und mitwählen müßten. Natürlich ist das der schlechteste, weil unklarste Weg zur Definition des öffentlichen Interesses. Weil es den Weg entweder im unklaren läßt oder in eine Richtung verschiebt, die man eigentlich gar nicht mittragen will. Es gehört zum Wesen politischer Dilettanten, daß sie immer und für alle etwas unternehmen wollen und damit erst recht nichts zuwege bringen. Man redet vom Image und bietet nur Maskerade. Sicher ist der Parteiendemokratie das ständige Werben für Partei und Person immanent. Aber das Anbiedern und ewige Nach-dem-Mund-Reden wird dieser unserer Parteiformation einstmals den Garaus machen.

In einer im vergangenen Jahr erschienenen bösen Biographie über den großen amerikanischen Erzähler Graham Greene, der manchen als Linker, anderen als katholischer Schriftsteller, aber fast allen als Psychotiker galt, wird uns das Lieblingsspiel dieses zerrissenen Genies vorgestellt: "Leute hassen". Alles, was ein zufällig Ausgewählter von nun an tat, "konnte gegen ihn verwendet werden. Der Reiz bestand darin, daß die flüchtige Laune im Lauf des Spiels zu eiskaltem Ressentiment erstarrte." Nun ist der Spielcharakter des Politischen unbestritten: Wenn aber die "ernsten Spiele" - so nannte Goethe die Politik - zu einem eiskalten "Leute hassen" verderben, gar noch unter dem Feldzeichen des Christlichen, löscht solcherlei jede politische Idee in der Seele aus.

Fortschritt oder Heimkehr. Es ist eben nicht ausgemacht, daß das bürgerlich-politische Lager seinen Glauben und damit seine Substanz in Europa und in seinem Herzland, in Deutschland, verliert, und alle unglücklicher als zuvor auseinandergehen. Bei allem Kirchenfrust unserer Zeit: Für eine besonders demonstrative Erinnerung an Jesus von Nazareth, die Ausstellung des Heiligen Rocks in Trier, sind innerhalb kürzester Zeit 700000 Menschen in die Mosel-Stadt gepilgert. Zahlen, die für Ansammlungen der weltanschaulich ach so selbstbewußten deutschen Megaphon-Linken unvorstellbar wären. Nur zum Vergleich: Bei den jüngsten Bekundungen "gegen Atomkraft" in Niedersachsen - einem Vorgang, der von den quasi-amtlichen Nachrichten des öffentlich-rechtlichen Fernsehens über Tage zu einem Staatsereignis aufgeblasen wurde - zählte die Polizei gerade viertausend Manifestanten. (Während der Pilgerzug einer dreiviertel Million

Menschen den Tagesthemen des Ersten Deutschen Fernsehens nur eine journalistische Fußnote wert war.)

In der evangelischen Kirche haben die glaubensintensiven Evangelikalen und Hochkirchler heute in Berlin oder Hamburg oder München bereits genausoviel Gottesdienstbesucher wie die hundertmal größere Amtskirche mit ihren tausendmal größeren Finanzmitteln. Besucher, die aus allen Altersgruppen stammen. Insbesondere aus der Jugend. Auch das ist kein Wunder: Einer Umfrage zufolge sind junge Männer im Alter zwischen 20 und 30 Jahren konservativer als je eine Generation vor ihnen. 83 Prozent gaben an, ihr Wunsch sei es, mit einer Familie Geborgenheit, Sicherheit und Berechenbarkeit zu erleben.

"Die Welt ist wie ein betrunkenen Bauer", sagte Martin Luther in einer seiner berühmten Tischreden über die Wirrsale seiner Zeit. Aber auch und ganz im Ernst: "Ohne Gott kann keine Wahrheit noch irgendein Verstand sein!" Sein südeuropäischer Zeitgenosse, der Rittersmann der wiederhergestellten alten Kirche, Ignatius von Loyola, hätte es nicht anders ausgedrückt. Auch wenn die gemeinsame Erwähnung der beiden Namen im Lauf der Jahrhunderte vom Gegensatz katholischer und evangelischer Empfindung bestimmt war - die Naturgewalt, welche von beiden Männern auf der Suche nach dem Willen Gottes ausging, bescherte ganz Europa eine festigende Erneuerung der Christenheit und hat ein Fundament geschaffen, auf dem wir alle gemeinsam stehen. Den Glauben an die Tradition der Kirche des Abendlandes und ihre Mystik hat Ignatius nicht nur den Romanen wiedergegeben, Luther nicht nur den Deutschen das Bewußtsein, daß man zugleich fromm und frei empfinden kann.

Bemerkenswert ist, daß beide in ihren Schriften die Rückkehr zu den Grundsätzen des alten Christentums empfohlen hatten. Am allerwenigsten wollte Luther eine "progressive" Sonderkirche gründen. "Wir sind keineswegs gesinnt, die alte, wahrhaftige katholische christliche Religion abzutun", heißt es noch in der Braunschweigerischen Kirchenordnung von 1569. Nicht zuletzt gehört es ja zu den besonderen weltanschaulichen Verdiensten der Union für unsere Zeit, daß sie im Verhältnis zu den konfessionell bestimmten Kirchen die Gemeinsamkeit der gesellschaftlichen und kulturellen Aufgaben christlich motivierter Politik in einer politischen Bewegung herausgestellt und organisiert hat und damit der in Deutschland über Generationen gepflegten wechselseitigen konfessionellen Negativ-Propaganda die Basis entzog. Weil sie katholisch und evangelisch zugleich war.

Dieser Tage besucht ein anderer Reformator unser wiedervereinigtes Land, um den Deutschen einmal mehr die Kraft der christlichen Botschaft klarzumachen. Und daß diese Botschaft nicht hinter uns liegt, sondern wir sie immer wieder vor uns haben. Ein Gast, den jeder in Deutschland, der guten Willens ist, herzlich begrüßen wird. Thomas Manns Empfindung gegenüber Pius XII., "ein weißgekleidetes Idol priesterlicher Milde, das zwei Jahrtausende Geschichte der westlichen Welt verkörperte", trifft auch Johannes Paul II. Ein Brückenbauer, der in den Zeiten von Furcht und Elend des real existierenden Sozialismus gerade der europäischen Christenheit Willen und Selbstbehauptung zurückgegeben hatte. Und den Kommunismus auf das Maß einer überwindbaren Macht reduzierte.

Als der Nachfolger des Petrus Deutschland und die Deutschen zum ersten Mal in diesem Jahrhundert besuchte, im November 1980, rief er ihnen auf der Münchner Theresienwiese Pauli Wort an die Thessalonicher zu: "Laßt euch nicht so schnell aus der Fassung bringen." * Der Autor ist Bezirksvorsitzender der CSU in München.

Bild

Konrad Adenauer und Alcide De Gasperi Foto AP